In freier Stunde

Spiel mit der Erinnerung!

Roman von Hans-Eberhard von Besser

(8. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Unwillig schob der junge Gelehrte die Bücher und Tagebuchaufzeichnungen zurück.

Was sollte er an Anne-Marie schreiben? Kurz und ohne viel Worte sollte sie über seinen inneren Menschen Aufklärung erhalten.

Rasch begann Mertens zu schreiben, doch nach wenigen Zeilen zerriß er den Brief.

Wozu sollte er schreiben, er fuhr zu ihr.

Die Zuckerfabrik verkündete mit lautem Sirenengeheul die Mittagsstunde.

Unzufrieden mit sich selbst schloß Mertens seine kleine Schreibmaschine und räumte die Sachen zusammen.

Die Anwesenheit Daisy Burtons, deren Wagen er gestern jenseits des Parkes zu sehen geglaubt, bereitete ihm ein gewisses Unbehagen. Er mußte Anne-Marie sprechen, nicht nach dem Theater, nicht in den „Drei Bergen", nein, ganz persönlich, ganz frei und ungehemmt. Und nun wußte er auch, wie dies zu bewerkstelligen war.

„Mittagspause, Mahlzeit, Schluß, Herr Afrikareisender."

Karola Keding schlenderte heran.

„Ich bin gerade dabei, die Zelte hier abzubrechen."

„Geben Sie, oder vielmehr, gib her, Hugo. Ein bißchen verplappert man sich doch noch immer. Die Akten oder was das für Aufzeichnungen sind, trage ich."

Hugo Mertens nickte und griff zur Maschine.

„Zufrieden mit dem Fortgang der Arbeit?"

Karolas rascher Blick streifte das Gesicht des Mannes.

„Na ja, so einigermaßen," knurrte Mertens.

Das Mädchen sah schweigend über die Astern und Dahlienbeete und dann hinauf in die Sonne.

„Es ist so herrlich warm in den Mittagsstunden, daß man noch Lust zum Baden hat."

Hugo Mertens lachte flüchtig.

„Ich werde dies auch tun, gleich nach Tisch fahre ich los."

„Zum See in den Wald?"

„Nein, in die Stadt, da ist so ein hübscher Badestrand, das lockt mich. Ich habe," Mertens stieg die Stufen der Freitreppe schneller hinauf, „auch noch Einiges dabei zu erledigen."

„Das trifft sich gut, Hugo, da kannst du mich ein Stück mitnehmen. Ich möchte nach Guhlau hinüber, ich gehe dann zu Fuß zurück und bin zum Arbeitsbeginn wieder hier. Doktor Links Kleiner hat heute Geburtstag, er wird drei Jahre."

Sie betraten die Halle. Mertens' Gedanken wanderten in weite Fernen. Anne-Marie Rodeck war hoffentlich in ihrer Wohnung anzutreffen, er wollte mit ihr ins Strandbad und dann in ein kleines Kaffee gehen. Um die Mittagszeit waren gewiß nur wenige Menschen dort, und er konnte dann gut mit ihr über alles reden — —

Rittmeister Olbrich sah den beiden befriedigt nach, eine graue Staubwolke hüllte den Wagen der jetzt auf die Landstraße bog, ein.

Nach knapp zehn Minuten war man in dem Nachbardorf angelangt.

Das Haus des Arztes war ganz von wilden, rot leuchtenden Wein umwachsen. Karola sprang aus dem Wagen, ein Päckchen in der Hand. Sie hatte strahlende Augen und nickte dem Manne freundlich dankend zu.

Ein kleiner Junge stürmte aus dem Hause, und Mertens sah im Anfahren, wie sich das Mädchen zärtlich zu dem Knaben niederbeugte. Die Anmut einer stillen Mütterlichkeit strömte von Karola aus.

Da erschien auch der Doktor — die fröhlichen Stimmen und das lustige Krähen des kleinen Buben gingen im Geräusch des Motors unter.

Die Landstraße dehnte sich bald in die Weite, Hugo Mertens gab Gas.

Das war also Karola Kedings Weg.

Der Doktor hatte vor einem halben Jahr, so erzählte ihm gelegentlich der Onkel, seine Frau verloren. Karola liebte den Buben und — vielleicht war darüber auch ein innigeres Verhältnis zwischen Karola und dem Doktor entstanden.

Mütterlichkeit ging von ihr aus, gerade von ihr, die das Glück, unter dem Schutze einer liebenden Mutter aufzuwachsen, nicht gekannt. Fremde Menschen hatten sich ihrer angenommen, vielleicht war es gerade das, was sie in das mutterlose Doktorhaus zog.

Sonderbar war das Leben, sonderbar. Armer Onkel Franz, wie anders kommt alles, als du es dir ausgemalt hast.

Der Wagen brauste in den klaren Mittag hinein. Die Sonne drang heiß durch die Windschutzscheibe des Wagens.

Und wenn nun Anne-Marie nicht zu Hause war?

Was mochte Daisy anfangen? Ob sie noch in der Stadt weilte? Zweifellos. Sie besaß eine unerhörte Hartnäckigkeit, und ehe sie locker ließ, mußte man ihr mehr als einmal die kalte Schulter zeigen.

Mertens blickte auf den Geschwindigkeitsmesser, er fuhr 100 Stundenkilometer und sah mit scharf in die Weite gerichtetem Blick auf die Landstraße.

Da tauchten schon die ersten Schrebergärten auf, die Stadt rückte langsam heran, der Kirchturm gleißte im überklaren Licht.

Mit verminderter Geschwindigkeit rollte der Wagen in die Stadt hinein.

12. Kapitel.

Wohlig und ein wenig schläfrig dehnte sich Anne-Marie Rodeck in der warmen Sonne. Mit halbgeschlossenen Lidern schaute sie über die blanke, spiegelnde Wasserfläche des großen Strandbades hin.

Noch zitterten die Anstrengungen des Schwimmens, die gesunde Ausarbeitung am Turnreck in ihr nach. Sie war dankbar, für jeden noch sommerlich warmen Tag; denn Wasser und Sport liebte sie über alles.

Gedankenverloren träumte Anne-Marie Rodeck in den wolkenlosen, blauen Himmel hinein.

Sonnenbrille, Zeitungen und Modehefte lagen neben dem jungen Mädchen. Im Augenblick hatte aber die Sängerin keine Lust, die neuen Kritiken, die jüngsten Moden zu studieren. Die Stunde des Sonnenträumens, wie sie dieses Ausruhen nannte, mußte heute ein wenig ausgedehnt werden. Aus Sonne und Licht, dem spiegelnden Wasser und den bunten Farben der Badeanzüge schienen sich lose, beschwingte Bilder zu lösen.

Hugo Mertens in der Loge — der erste Abend — die Blumen für die kleine Geisha...

Tag für Tag hoffte sie, jeden Abend trat sie vor das Guckloch im Vorhang — — —

Tosend dröhnte das Wasser auf, die Wellen schossen empor, der blanke Spiegel wogte — Anne-Marie Rodeck fuhr auf.

In kühnem Sprung war ein junges Mädchen in nilgrünem Badeanzug vom Turm gesprungen. Unter einer grünen Kappe leuchtete eine Strähne rotblonden Haares.

Nun tauchte die Schwimmerin auf, Anne-Marie sah, wie sie mit sicheren, kräftigen Stößen die Wellen teilte. Sie hielt direkt auf das Ufer zu, warf sich dann aber kurz vor dem Strand auf den Rücken und glitt mit Armen und Beinen arbeitend zurück.

War das nicht jene Amerikanerin, jene Daisy Burton?

Unauffällig hob die junge Künstlerin den Kopf. Kein Zweifel, jetzt hielt die Schwimmerin im nilgrünen Badeanzug wieder auf den Uferrand zu. Die rotblonde Haarsträhne hatte sich noch weiter vorgewagt — es war Daisy Burton, die Amerikanerin.

Im ersten Augenblick wollte Anne-Marie eilig das Strandbad verlassen. Sie hatte keine Sehnsucht danach, sich mit der Amerikanerin zu befassen. Doch dann blieb sie ruhig liegen. Daisy Burton hatte sie vielleicht gar nicht bemerkt. Warum auch sollte sie fliehen? Hatte die Amerikanerin sie gesehen, so war es doppelt töricht, das Feld zu räumen.

Gleichgültig griff Anne-Marie Rodeck nach der dunklen Sonnenbrille, holte eine Zeitschrift heran und blätterte darin.

Daisy Burton schien sie wirklich noch nicht bemerkt zu haben. Sie schwamm und sprang, tauchte und arbeitete sich aus.

Wie straff die Linien ihres gut gebauten Körpers waren. Die Schauspielerin überraschte sich dabei, daß sie Daisy Burton mit spähenden Blicken musterte.

Fast jeden Abend hatte sie Daisy Burton im Theater beobachtet, sie langweilte sich anscheinend sehr und wußte nicht recht, was sie beginnen sollte. Oder erwartete sie, Hugo Mertens zu treffen?

Anne-Marie fühlte in ihrem Herzen eine eifersüchtige Regung wach werden, verlegen warf sie die Zeitschrift fort und nahm die Brille ab.

Eigentümlich war das Auftreten dieser Amerikanerin gewesen, Mertens war es offensichtlich peinlich. Doch was ging es sie an?

Prüfenden Auges verfolgte Anne-Marie Rodeck jede Bewegung der Amerikanerin. Jetzt hatte sie sich in die Ringe gehängt, graziös war sie schon, daß mußte man zugeben.

Glücklicherweise schien Daisy Burton keine Lust zu haben, sich ihr zu nähern. Sie machte sich wirklich nichts daraus.

Anne-Marie Rodeck drehte ein wenig den Kopf, Daisy verschwand in der Kabine.

Jetzt war der Augenblick günstig, sich zurückzuziehen. Doch Anne-Marie blieb, eine ihr unverständliche Neugier — oder war es ein sonderbares Interesse? — bannte sie.

Da trat Daisy Burton auch schon wieder aus der Kabine, sie trug jetzt eine orangefarbene Strandhose mit passendem Brusttuch und schlenderte am Wasser entlang.

Nun war es höchste Zeit zu verschwinden.

Anne-Marie wollte sich erheben, da schien Daisy sie bemerkt zu haben. Zögernd, etwas unsicher, als traue sie ihren Augen nicht recht, kam sie heran.

„Ich weiß nicht recht, sind Sie es, oder sind Sie es nicht? Aber natürlich, Sie sind Fräulein Rodeck."

Liebenswürdig reichte sie Anne-Marie die Hand und ließ sich neben ihr nieder.

„Im Strandkostüm sehen die Menschen immer anders aus," sagte die Schauspielerin und ärgerte sich über das Banale dieser Worte.

„Ich bin jetzt öfter im Theater gewesen," fuhr Daisy Burton unbekümmert fort und ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen. „Sie singen reizend und Ihr Spiel ist allerliebst, well, ich sage es Ihnen ganz offen, und ich verstehe, daß Sie beliebt sind."

„Sehr liebenswürdig. Es freut mich, wenn Ihnen mein Spiel etwas bedeutet."

Die Freundlichkeit der Amerikanerin bedrückte Anne-Marie etwas, es wurde ihr unbehaglich zumute. Sie dachte an den verletzenden, hochmütigen Blick dieser wasserhellen Augen in den „Drei Bergen".

Wieder ertappte sie sich dabei, daß sie Daisy Burton heimlich betrachtete. Jede Linie ihres Gesichts, ihres sportlichen jungen Körpers musterte sie.

Zweifellos war die Amerikanerin eine eigenartige Erscheinung, die auf Männer schon einen Reiz ausüben konnte.

Hastig schaute Anne-Marie fort; denn der wasserhelle Blick dieser unruhigen Augen hatte sie sekundenlang, und wie es ihr schien, lauernd und prüfend getroffen.

„Ich denke es mir wunderschön, Schauspielerin zu sein. Es ist doch herrlich, sich von der Verehrung und dem Beifall des Publikums getragen zu wissen."

Anne-Marie antwortete nicht.

Sollte sie dieser verwöhnten, herumreisenden Weltdame von der Arbeit erzählen, den Sorgen und Kämpfen des Schauspielerinnenlebens? Wozu — Daisy Burton würde diese Welt nicht begreifen. Was wußte sie vom Ringen und Streben, von Niederlagen und Erfolgen, von hartem Leben überhaupt?

„Rodeck ist nur Ihr Künstlername, nicht wahr? Eigentlich heißen sie doch Riedewald."

In fassungslosem Staunen und Entsetzen starrte Anne-Marie die Amerikanerin an. Nichts rührte sich

in dem glatten Antlitz, das liebenswürdige Lächeln schwebte noch immer um die Lippen Daisys.

„Wie — wie kommen Sie darauf? Woher wissen Sie das?“ stammelte Anne-Marie, die sich erschrocken aufgerichtet hatte, endlich.

„O, ich hörte es zufällig. Man hört manchmal Dinge, die der Wind einem zuträgt. Sie sind nicht für den Hörer bestimmt, aber er vernimmt sie nun doch einmal. Sie sind unangenehm berührt. Verzeihung, ich ahnte nicht — so viele Künstler haben Decknamen.“

Die Operettensängerin spielte beunruhigt mit der Sonnenbrille, ein Bügel brach unter ihren nervösen Fingern.

Daisy bedauerte dies lebhaft und verbreitete sich darüber, daß der Schaden unangenehm sei.

„Riedewald ist ein sehr hübscher Name, aber Rodeck auch,“ kam sie dann mit verbindlichem Lächeln wieder auf das heikle Thema zurück.

Anne-Marie hob abwehrend die Hand.

„Woher Sie meinen richtigen Namen wissen, danach möchte ich nicht fragen. Ich darf Sie wohl aber bitten — —“

Lebhaft hob Daisy die nackten, schön geformten Arme.

„Wozu Geheimnisse? Da ich nun a gesagt habe, will ich Ihnen auch alles sagen.“

Anne-Marie schaute starr über das Wasser, das hin und wieder aufdröhnte, wenn jemand vom Sprungbrett oder Turm in die Tiefe glitt.

Leicht und beinahe elegant sprach Daisy weiter. Sie berichtete von ihrem Quartier und der Unterhaltung der beiden alten Herren. Sie erwähnte mit einem bedauernden Achselzucken die Brandkatastrophe, der die Schuhfabrik Riedewalds zum Opfer gefallen war.

Steif und wie unter inneren Qualen lag Anne-Marie auf den Boden hingestreckt. Sie wollte der Amerikanerin Einhalt gebieten, wollte bitten, abwehren, rufen. Doch ihre Lippen zuckten nur, diese mitleidlose, beharrliche Stimme schien kein Erbarmen zu kennen.

„Der Prozeß Ihres Vaters hat ja damals die ganze Stadt in Erregung gebracht, ich kann mir denken, wie empört man war, daß Mertens diese belastende Aussage machte, man erkannte die kleinliche persönliche Rache gut. Was half es da, daß — —“

„Was reden Sie da, Miß Burton?“

Kreideweiß im Gesicht wandte sich Anne-Marie der Sprechenden zu. „Mertens? Was hat der Name mit dem Prozeß zu tun?“

„O, sehr viel. Ja, das Leben ist ein Film, meine Liebe, ein großartiger Film. Bankdirektor Mertens, der Vater des Doktor Mertens, hat doch — ja, wissen Sie denn nicht, oder tun Sie nur so?“

„Ich weiß keine Einzelheiten. Ich war gerade geboren — als der Prozeß begann, und weiß nur von dem großen Unglück meines Vaters, das ihm das Herz brach. Meine Mutter redete nie über Einzelheiten des Prozesses, nur eines sagte sie mir, daß der Vater freigesprochen wurde.“

„Wäre Bankdirektor Mertens nicht gewesen,“ fuhr Daisy Burton fort, und ihre Stimme klang hell und metallisch, „wäre Ihr Vater nicht der einjährigen Untersuchungshaft ausgesetzt gewesen. Er wäre sogleich freigekommen, wie dann später. Aber Mertens war sein erbitterter Feind, warum, weiß man nicht. Er belastete ihn und wollte ihn zur fraglichen Zeit auf dem Wege zur Fabrik gesehen haben. Mertens ist der Mann, der das Unglück Ihrer Familie brachte. Sie Arme. Nun verstehe ich, weshalb Doktor Mertens, der Sohn — —“

„Ist er denn wirklich der Sohn des Bankdirektors?“

Anne-Marie Rodecks Lippen waren blutleer und ihre Züge ohne Farbe.

„Nun verstehe ich auch,“ wiederholte Daisy schonungslos, dabei wie mitleidig nach der Hand der Schauspielerin greifend, „warum Doktor Mertens sich Ihnen näherte, ohne zu sagen, daß er der Sohn jenes Mertens ist.“

Die Amerikanerin machte eine erklärende Handbewegung, sie versinnbildlichte das Geldzählen.

„Die Söhne machen das Unrecht der Väter häufig wieder gut, das ist drüben mitunter auch so. Dollars sind Dollars, und sie bringen viel in Ordnung. Fräulein Riedewald oder Rodeck, wie Sie wollen. Er wollte Ihnen als Entgelt eine Summe anbieten, was ja viel gut macht, nicht wahr?“

In Anne-Maries Schläfen brauste das Blut.

(Fortsetzung folgt)

Es ändert sich die Zeit

Eine Erzählung aus dem Geschehen unserer Tage

Von Franz Heinrich Pohl.

Der alte Professor Kunze machte seinen üblichen Nachmittagsspaziergang. Er hatte ein paar Tage ausgesetzt und bot auch heute nicht den gewohnten Anblick eines rüstigen alten Herrn; sein Gang war unsicher, das weiße Haupt gebeugt und der Blick bekümmert. Er war nicht krank, nein, eine Nachricht hatte ihn niedergedrückt: Das Haus, in dem Professor Kunze wohnte, sollte abgerissen werden und mit ihm der ganze umfangreiche Häuserblock, um einer Reihe öffentlicher Gebäude Platz zu machen. Schon in einem halben Jahr mußten alle Häuser geräumt werden! Kunze war also gezwungen, die Wohnung zu verlassen, die fünfunddreißig Jahre sein Heim gewesen war, in der seine Kinder zur Welt gekommen, seine Frau den letzten Atemzug getan hatte. Wie sollte so ein alter Mensch wie er, fragte er sich, das überstehen, wo wieder heimisch werden?

Der alte Mann hatte das regelmäßige Ziel seines Spaziergangs erreicht: Einen kleinen Platz zwischen den Mietshäusern, mit ein paar kümmerlichen Rüstern bestanden, etwas Rasen und Buschwerk und einem Kinderspielplatz. Da saßen schon die Frauen der Nachbarschaft, die er alle kannte, und ihre Kinder spielten im Sand.

„Nanu, Herr Professor“, begrüßte ihn Frau Müller, eine Postschaffnersfrau, „Sie waren ja ein paar Tage nicht hier, waren Sie krank?“

„Oder etwa verreist?“ fragte Frau Wuttke, deren Mann Maurer war.

Die Kinder kamen angesprungen und griffen dem alten Onkel in die Taschen, wo sie immer ein paar Süßigkeiten fanden.

„Ach sprechen wir doch nicht von mir“, wehrte Kunze traurig ab, „wieviel schlechter sind Sie daran, die Sie alle so gewissermaßen von Haus und Hof vertrieben werden!“

„Was? Wieso?“ fragten die Frauen. „Ach Sie meinen wohl, daß wir hier 'raus müssen?“ Frau Müller lächelte. „Aber Herr Professor, wir kriegen's doch viel schöner. Wissen Sie denn nicht, daß für uns draußen in Lindenau neue Häuser gebaut werden? “

„Richtiger Wald ist da, mit vielen Bäumen!“ erzählte strahlend der achtjährige Karlchen Wuttke.

„Und ein Teich mit Enten!“ „Und eine Wiese, auf der man Ball spielen kann!“ „Wir alle kriegen einen Garten!“ „Hühner wollen wir uns auch halten!“ Die Kinder redeten aufgeregt auf Professor Kunze ein, der verwundert den Kopf schüttelte.

„Herr Professor“, sagte eine Frau, „am Sonntag fährt der Gemüsemann von der Ecke mit seinem Wagen 'raus und will uns alle mitnehmen. Kommen Sie doch auch!“

„Aber liebe Frau“, der Professor war nicht so schnell zu überzeugen, „das geht doch nicht. Ich bin auch schon zu alt, um so ohne weiteres in eine ganz andere Gegend zu ziehen; einen alten Baum kann man nicht mehr verpflanzen.“

„Mitfahren können Sie aber doch, das ist nur ein kleiner Ausflug, der macht doch Spaß!“ Jung und alt redete auf Pro-

fessor Kunze ein, der dann schließlich versprach, es sich zu überlegen.

Am Sonntag saß richtig der alte Professor Kunze mitten zwischen Männern und Frauen und einer Schar Kinder auf dem mit bequemen Bänken ausgestatteten Lastauto des Gemüsehändlers Schulze. Es war ein schöner, klarer Tag, und alle gerteten in fröhliche Stimmung, als die Straßen immer breiter, die Häuser niedriger und die Bäume zahlreicher wurden. Man hielt in Lindenau in der Nähe des neuerdings der Bebauung erschlossenen Geländes. Alles marschierte zu dem Grundstück, auf dem, wie sie erfahren hatten, „ihre“ Häuser zu stehen kommen sollten. Es sah noch wüst aus. Man hatte mit dem Ausschachten begonnen, und Bretter, Ziegel und Arbeitsgeräte lagen herum. Aus einem Schuppen trat ein Wächter und erklärte, wie die Gebäude nach Fertigstellung beschaffen sein würden. Auch Professor Kunze hörte eine Weile zu, dann ging er auf die Straße zurück, überschritt eine Wiese und betrat den Wald.

Nachdem Kunze eine Viertelstunde gegangen war, sah er einen kleinen Teich zwischen den hochstämmigen Bäumen hervorblinken. Der alte Mann setzte sich auf einen am Ufer stehenden Baumstumpf und blickte auf die glatte Wasserfläche, in der sich der blauweiße Himmel spiegelte. Es war ganz still, nur die Insekten summten in der Luft und hin und wieder hörte man eine Vogelstimme oder das Quaken der Frösche. Der Greis dachte an die Ausflüge zurück, die er als junger Gatte und Vater mit Weib und Kindern gemacht hatte. Als wäre es gestern gewesen, so sah er die hübsche junge Frau und die beiden Knaben vor sich, wie sie sich den Ball zuwarfen und lustig umhersprangen. Wie lange war das her! Nun waren die Söhne schon längst selbst Ehemänner und mit Kindern gesegnet. Oft hatten sie den Großvater aufgefordert, zu ihnen zu ziehen, aber er glaubte, es sei nicht gut, wenn alt und jung zusammenwohne. Der alte Professor kam ins Träumen und war wohl ein bißchen eingenickt, als er von heiteren Stimmen aufgeweckt wurde. Die kleine Gesellschaft der Nachbarn war angekommen und nahm den alten Herrn in die Mitte. Nach kurzem Rundgang schritt man an den Ausgangspunkt zurück, wo der Professor freudige Begeisterung erweckte, als er alle zu Kaffee und Kuchen in die in der Nähe gelegene ländliche Wirtschaft einlud.

„Na, Herr Professor?“ fragte Frau Müller, die neben ihm an der Kaffeetafel saß, „wie gefällt es Ihnen hier? Kommen Sie mit, wenn wir herziehen?“

Kunze blickte über die Nachbarsleute, ließ dann die Augen über den Garten und das Feld bis zum Wald schweifen, der sich in dunklem Grün von dem leuchtenden Himmel abhob.

„Ja, liebe Frau Müller“, anwortete er lächelnd, „ich komme mit, ich war ein dummer alter Kerl, daß ich solange in der Stadt geblieben bin, wo es hier draußen viel schöner ist aber — man muß erst mit der Nase darauf gestoßen, aus dem Hause geworfen werden, früher merkt man's nicht!“

Zwei Briefe

Skizze von H. Klockenbusch.

Zögernd öffnete Franz Hartwig den Brief, den ihm sein Buchhalter soeben hereingebracht hatte und der die Handschrift Luises trug. Sein Gesicht färbte sich dunkel. Was sollte das heißen? Warum schrieb sie jetzt nach Jahren an ihn, da doch zwischen ihnen alles abgemacht war, und er seinen übernommenen Verpflichtungen stets pünktlich nachgekommen war? Zudem trug der Brief seine Geschäftsadresse. Wie leicht hätte der Angestellte ihn versehentlich öffnen können und...

„Lieber Franz!“ — Das war mit großen, ungelenken Buchstaben auf den weißen Bogen gemalt und Hartwig dachte einen Augenblick mit einer leisen Rührung an die Zeit, da er auf die Briefe mit diesen hilflosen Schriftzügen voll brennender Ungeduld gewartet hatte. Eigentlich war es doch eine wunderlich glückliche Zeit gewesen damals, als er, der unter fremden Menschen aufgewachsen war, die Liebe dieses stillen blassen Mädchens erlebt hatte wie ein beglückendes Wunder. Franz Hartwig hatte seinen Vater nicht gekannt und das Bild der weißhaarigen traurig lächelnden Frau, die seine Mutter gewesen war, war verblaßt in diesen Jahren mühevollen Strebens und langsamen Aufstiegs. Es war seltsam, daß immer, wenn er an Luise dachte, auch die Erinnerung an das Antlitz seiner Mutter in ihm erwachte.

Aber es hatte keinen Sinn, unnützen Erinnerungen an Vergangenes nachzuhängen und darüber die Aufgaben zu versäumen, vor die ihn die Gegenwart stellte. Er wollte sein Ziel, ein reicher und angesehener Mann zu werden, erreichen. Er wollte und würde der drückenden Enge entrinnen, die seine Jugendjahre hart und freudlos gemacht und denen nur die Liebe Luises ein wenig Licht und Wärme gegeben hatte.

Das ferne Lächeln, das die Erinnerung wie einen Schleier über die Härte seines Gesichts gebreitet hatte, erlosch, als er sich über den Brief beugte. Dann, als er ihn zu Ende gelesen hatte, schob er ihn mit einer unbeherrschten Bewegung beiseite und ging erregt auf und ab.

Nein, er ließ sich nicht zwingen! Luise hatte sein Versprechen, und wenn sie auch in ihrem Schreiben mit keinem Worte daran erinnerte, so hatte dieser Brief doch etwas Forderndes, das ihn vor eine Entscheidung stellte. Er würde sein Versprechen, Luise zu heiraten, einlösen. Aber erst dann, wenn der Aufbau seines Geschäfts endgültig vollendet war, und er Luise und dem Kinde, seinem Kinde, eine gesicherte Zukunft bieten konnte. Gerade jetzt konnte er sich nicht mit der Sorge für eine Familie belasten. Vielleicht, wenn alles gut ging, in einigen Jahren.

Aber war es nicht vielleicht doch besser, wenn Luise den Antrag des Mannes annahm, von dem sie schrieb, daß er sie trotz des Kindes heiraten wolle? War es, da dieser Mann in guten Verhältnissen lebte, nicht am besten so für Luise und für das Kind? Es sei ein achtenswerter, rechtschaffener Mann, schrieb sie, und wenn sie sich nicht entschließen könne, seine Werbung anzunehmen, so wäre es vor allem deshalb, weil ihr niemand die Gewißheit geben könne, dieser Mann werde auch gut zu dem Knaben sein.

Das Telefon schrillte. Hartwig nahm den Hörer ab.

Als er die frische, klare Stimme Helmut Karstens erkannte, schien es ihm plötzlich weit weniger schwer, die rechte Antwort auf Luises Brief zu finden. Von dieser Stimme ging etwas seltsam Beruhigendes aus. Es war gut, diese Stimme zu hören. Doppelt gut in dieser Stunde, da sein Gefühl der Vernunft widerstritt. Die Mitteilung des Freundes, er wolle ihn am Abend aufsuchen, um ihm ein geliehenes Buch zurückzugeben, erfüllte ihn mit einer beruhigenden Zuversicht. „Ja,“ sagte er, „es ist schön, daß du kommen willst. Ich werde zu Hause sein...“

Dann aber, als er den Hörer wieder in die Gabel gelegt hatte, begann der Widerstreit seiner Empfindungen aufs neue.

Vielleicht war es doch am besten, dem Beispiel Karstens, der sehr früh geheiratet hatte, zu folgen. Aber der Freund war immer ein stiller und anspruchsloser Mensch gewesen, und wenn er jetzt danach strebte, in seinen Mußestunden Kenntnisse zu erwerben, die ihm zu schnellerem Vorwärtskommen in seinem Angestelltenberuf verhelfen sollten, so bewies das am besten, welche Belastung er mit der Gründung einer Familie auf sich genommen hatte.

Franz Hartwig nahm sich vor, dem Freunde offen die ganze Wahrheit zu sagen und ihn um seine Meinung zu fragen, obgleich Karsten eben ein ganz anderer Mensch war, der das alles von einem anderen Standpunkt beurteilen mußte.

Am Abend aber, als er zerstreut und ein wenig bedrückt dem Freunde gegenüber saß und in Karstens klares, offenes Gesicht blickte, wußte er, daß die Entscheidung allein in seinen Händen lag und niemand ihm raten konnte. Er wollte Luise bitten, zu warten, bis ihm die endgültige Sicherung seiner wirtschaftlichen Lage erlaubte, sein Versprechen einzulösen. Mann konnte sogar eine gewisse Zeit festsetzen. Vielleicht zwei oder auch drei Jahre

Während Karsten von seinen Hoffnungen und Plänen sprach, erwog Franz Hartwig bereits die Worte, in die er seine Mitteilungen an Luise kleiden wollte.

Als Helmut Karsten sich zum Gehen anschickte, wandte er sich an der Tür noch einmal um. „Ich hätte das fast vergessen“, sagte er. „In dem Lehrbuch, das ich dir heute zurückgab, lag ein Brief. Es ist zwar ein alter Brief, aber vielleicht legst du doch Wert darauf, ihn aufzuheben.“

Es dunkelte bereits, als sich Franz Hartwig dieses Briefes erinnerte und das Buch, das er schon in den Schrank gestellt hatte, wieder hervorholte.

Und dann las er das vergilbte, flockige Papier, das Jahre hindurch vergessen zwischen den Seiten des alten Schulbuches gelegen hatte.

Zuerst waren es fremd klingende Worte, aber als er weiter las, war es, als klopften diese Worte mahnend an das Tor seiner Erinnerung, das er hinter sich abgeschlossen hatte an dem Tage, als seine Mutter gestorben war. Es war, als hätte sich alle Erkenntnis, die seither im Verborgenen seiner Seele geruht, in dieser Stunde gesammelt, um sein Leben mit Klarheit und Helligkeit zu durchleuchten. Diesen Brief hatte seine Mutter vor vielen Jahren an ihn geschrieben, als sie sich entschlossen hatte, ihm zuliebe auf eine zweite Heirat mit einem wohlhabenden Mann zu verzichten.

Lächelnd erinnerte sich Franz Hartwig des Tages, als er diesen Brief bekommen hatte, und auch jenes anderen Tages, als er in die Ferien fuhr und seiner Mutter auf dem Bahnhof in stürmischer Freude um den Hals gefallen war.

Dann saß er lange am Fenster, vor dem die duftende, schweigende Frühlingsnacht stand. Und wieder verknüpfte sich die Erinnerung an seine Mutter mit dem Gedanken an Luise. Im Herbst war er von ihr fortgegangen mit dem Versprechen, im Frühling zurückzukehren...

Morgen, dachte er, und sah über die mondbeglänzten Dächer hinaus, indes ihn eine stille, fast festliche Erwartung zu erfüllen begann.